



EGYD GSTÄTTNER

WIENER
FENSTER
STURZ

ROMAN · PICUS

EGYD GSTÄTTNER

WIENER FENSTERSTURZ

oder: Die Kulturgeschichte der Zukunft

Roman

PICUS VERLAG WIEN

Es ist durchaus möglich, dass einen der Umstand, keine Mutter gehabt zu haben, stärkt, allerdings in einer Weise, die man niemandem wünscht. (...) Es geht darum, anzuerkennen, dass in der Welt etwas Böses begangen wurde; und dass sich dessen Konsequenzen konzentrisch ausbreiten. Es geht auch darum, anzuerkennen, dass dieses Böse endgültig ist; dass sich nichts von dem, was getan wurde, jemals wieder rückgängig machen lässt.

MICHEL HOUELLEBECQ

ERSTES BUCH

1

In einer Sekunde werde ich tot sein. Die Hölle, aus der ich flüchte, ist gestern endgültig und unwiderrufflich losgebrochen. Aber dass diese Hölle auch Wien zerfressen würde, das war seit Tagen, seit Wochen, seit Langem schreckliche Gewissheit und seit Jahren absehbar. Ausweg gab es jetzt keinen mehr. Gestern ist das Land untergegangen. Gestern ist sein Kanzler der Gewalt gewichen und hat sich im Radio von seinem Volk verabschiedet. Aber eigentlich ist gestern mit dem Land auch die Welt untergegangen.

Mein ganzes erwachsenes Leben, vom allerersten Jahr des Jahrhunderts weg, lebte ich fast vierzig Jahre lang in dieser Wohnung und war hier so zu Hause, wie man nur zu Hause sein kann: meine Höhle im dritten Stock. Diese Wohnung war die Kommentierzentrale der Welt, der Anfang und das Ende jeden Tages. Die Möbel hatte ich von meinen Eltern übernommen; das heißt: von meinem Vater. Das war mein Reich, und in diesem kleinen Reich war Platz für alle Reiche aller Zeiten dieser Welt gewesen. Ich hatte es in diesen vierzig Jahren vielleicht manchmal dumpf gefühlt, aber doch nie wirklich daran gedacht, dass eine Wohnung im dritten Stock zu einer Falle werden kann, einer tödlichen Falle, aus der es im Fall des Falles kein Entkommen geben würde. Jetzt war die Falle ganz plötzlich zugeschnappt. Jetzt war mir der Fluchtweg abgeschnitten. Wohin hätte ich auch flüchten sollen? Flüchten wollen? Zürich, Paris, London, New York? Die Exzesse der amerikanischen Bürokratie, mit denen die Amerikaner

die unglücklichen Opfer in ihrem Netz unerfüllbarer Bedingungen zu Tode zappeln lassen? Oder gar Richtung Osten? Schwermütig herumsitzen und auf den Tod warten wie Ovid am Schwarzen Meer? Hör mir auf! Alles nichts. Kufstein eine Zeit lang vielleicht. Aber Dauerlösung wäre Kufstein auch keine gewesen. Alles außerhalb dieser Wohnung war Blödsinn.

Ich hörte Hermines Schrei. Ich schaute nach. Ich sah die beiden feisten Burschen in ihren SA-Uniformen nur einen Augenblick. Ich schloss ganz ruhig die Bibliothekstür hinter mir und verschwand ins angrenzende Schlafzimmer. Eine Frage von Sekunden jetzt. Seneca! Wenn ich wenigstens im Arbeitszimmer gewesen wäre, wo ich die Phiolen liegen gelassen hatte. Als ich die vulgären Stimmen draußen im Stiegenhaus hörte, war mir schlagartig klar gewesen, was zu tun war. Mein Todesurteil! Sechzig Jahre, zwei Monate, fünfundzwanzig Tage, plötzliches Todesurteil, Vollstreckung: Sofort. Rettungsversuch, Unsinn. Ein letztes Mal würde ich meine Wohnung verlassen! Mein Reich! Meine Welt. Alles ging jetzt ganz schnell. Alles spielte sich in wenigen Augenblicken ab. Die Straßenschuhe hatte ich noch an. Ich band den Hausmantel zu, kippte den Slibowitz, den ich mir eben eingeschickt hatte, in einem Zug hinunter, schritt zum Fenster, öffnete es, kletterte aufs Fensterbrett, stützte mich mit beiden Armen ab und schaute auf die nächtliche Semperstraße hinunter. Ich wollte nicht sterben. Ich war feig.

Im fahlen Licht der Straßenlaternen sah ich einen Passanten tief unten an der Kreuzung stehen, ein kleiner Mann mit großem Hut. Der Hut ein schwarzer Zylinder, wie man ihn vor zwanzig, dreißig Jahren getragen hatte. Er sah zu mir in die Höhe. Der kleine Mann formte mit seinen Händen einen Trichter vor seinem Mund und rief etwas herauf, ich konnte ihn aber nicht verstehen. Die Krempe des Hutes löschte die

Augen aus seinem Gesicht. Er hatte ein seltsames Ding bei sich. Wie hoch oben ich hier war! Wie tief unten er! Als ich vor ein paar Jahren einmal aufs Dach geklettert war, weil ich die Idee hatte, eine Dachterrasse anzulegen, war mir das Haus nicht so hoch vorgekommen. Eine Dachterrasse wäre die Vollendung meiner Gentzgassenwelt gewesen, und auch Hermine hätte sich gefreut. Aber leider war der Hausbesitzer dagegen gewesen. Mit meinem Gewicht hätte ich den Mann unten erschlagen können! »Vorsicht, bitte!«, rief ich in die Tiefe, »treten Sie zur Seite!« Aber der Mann gestikuliert weiter.

In meinem Rücken wurde die Schlafzimmertür aufgerissen, Stimmen drangen herein.: ... »Anzeige« ... »Balkon« ... »auf Hakenkreuzfahne geschossen« ... »abholen« ... Jetzt war die allerletzte Frist verstrichen. Es ist alles aus! Aus! Aus! Ich will nicht sterben. Aber zu fassen würde mich das Nazigesindel nicht kriegen. Diese Brut! Diese schwarzen Seelen! *Jeder Mensch ist der Dichter seiner eigenen Biografie!* Ich drückte mich weg und sprang. *Kein Tod kommt überraschend, tragisch, zu früh. Jedes Leben enthält, ganz organisch, Todesart und Todesstunde.* Mich würde keine Kreatur der Dunkelheit zwingen, am Ende meines Lebens das Trottoir der Gentzgasse mit der Zahnbürste zu putzen! Diese Demütigung nicht! Der Slibowitz sagte mir: Du stürzt nicht in die Hölle hinein, du stürzt aus der Hölle heraus! Der Slibowitz meinte es gut mit mir, aber aus der Hölle herauszustürzen ist schrecklich genug. Niemand springt mit, niemand sonst hat es notwendig, niemand sonst tut es hier und jetzt, nur ich. Ich bin allein. Schau, Slibowitz: Eine ganze Stadt, Millionen Häuser, Milliarden Fenster, aus keinem der Milliarden Fenster hier springt einer, nur ich. Jetzt! Ich bin der Einzige. Kein Weg zurück. Jetzt! Ein paar sind doch schon gesprungen! So ist es ja nicht! Die Leute schmeißen sich von den Dächern! Eines Tages werden alle springen, sagte der Slibo-

witz. Einen nach dem anderen werden sie vom Trottoir kratzen oder aus der Donau fischen. Ich will nicht sterben. Das will niemand, sagte der Slibowitz. Der Sturz dauerte viel länger, als ich es für möglich gehalten hatte. Die Dächer, die Häuserfronten, die Straße, alles begann sich in rasender Geschwindigkeit zu drehen wie ein Karussell im Prater, alles verschwamm und zerfloss in meinen Augen und flitzte weg. Die Stadtbahnstation gleich gegenüber flitzte weg, auch die Volksoper. Was spielten die heute? Den *Fidelio* vielleicht? Oder den *Fliegenden Holländer*? Die Vorstellung musste noch im Gange sein. Die letzten Minuten. Ich hatte natürlich keine Zeit. Ich häutete mich. Ich hatte tatsächlich das Gefühl, Schicht um Schicht würde mir in Windeseile abgezogen: der Hausmantel, Anzug und Hemd, schließlich die Haut selbst. Eine unsichtbare Hand griff aus dem Wiener Nachthimmel und zog mir alles ab. Dass der Sturz aus dem Fenster im dritten Stock eines Hauses so unglaublich lange dauern kann! Eine Ewigkeit! Alles spielte sich in wenigen Augenblicken ab, aber die Augenblicke dauerten Jahre. Jahre falle ich! Jahrzehnte! Ich falle und falle und falle. Ich will es nicht erleben. Ich will nicht sterben. Aus. Stopp. Retour ... Ich will nicht sterben. Jetzt ist der letzte Augenblick, bevor ich kopfüber auf dem Pflaster aufschlage und mein Körper zerplatzt. In der nächsten Sekunde werde ich tot sein.

2

HERMA KOTAB Wenn ich gewusst hätte, wer vor der Tür steht, hätte ich sie verriegelt. Doppelt verriegelt. Ich habe es nicht gewusst. Ich habe die Pforte zur Hölle geöffnet.

All die letzten Nächte waren endlos und quälend gewesen. Wir waren selten vor dem Morgengrauen ins Bett gekommen,

wir waren total erschöpft. Auch gestern. Meine Mutter war am Ende ihrer Kräfte. Sie hatte sich zu Bett begeben und mich meinem Schicksal überlassen. So saß ich allein mit Onkel Friedell in seinem Studierzimmer und versuchte, ihn von seinen Selbstmordgedanken abzubringen. Seneca. Sokrates. Hegesias. Er redete seit Tagen von nichts anderem mehr. Er will nicht. Er kann nicht. Er kann nicht mehr. Er will nicht mehr. Der ganze Mann: eine Wunde. Eine einzige klaffende Wunde. Ich hatte, das sage ich offen, auch und vor allem Angst um meine Mutter. Ich war vor ein paar Tagen zufällig Zeugin geworden, wie Onkel Egon sie angefleht hatte, mit ihm gemeinsam in den Tod zu gehen. Meine Mutter! Nicht auszudenken! Ich war entsetzt.

Meine Mutter war Onkel Egons eigentliche Frau, genau genommen. Sibirisch. Sie wäre eine gute Ehefrau gewesen, in zweiter Ehe, sozusagen. Fräulein Lina wäre ganz bestimmt keine gute Ehefrau gewesen, auch für die erste Ehe nicht. Sie hätte Onkel Egon mit ihren Launen und Eskapaden unglücklich gemacht, wie sie ihn tatsächlich zur Verzweiflung gebracht und verrückt und unglücklich gemacht hat, ein Leben lang, auch ohne mit ihm verheiratet gewesen zu sein. Fräulein Lina ist dieser neue Typus Frau, der nur an sich selbst denkt und die Männer wie Puppen tanzen lässt. Eine Unglücksmacherin. Selber unglücklich machen sie mit sicherer Hand alle rund um sich auch noch unglücklich. Solche Frauen nehmen kein gutes Ende. In der zweiten Ehe geht es nicht mehr um das Eine. Sondern um das andere. Bei einer derartigen Leibesfülle wäre das Eine auch kaum noch möglich; da wird schon das Binden der Schnürsenkel zu einem Leistungssport. Aber der Schoß einer Frau ist für vieles gut, zum Beispiel für Schutz und Geborgenheit. In meinem Schoß hatte der arme Onkel Egon gestern seine letzte Ruhestätte gefunden, gewissermaßen. Er hatte mich gebeten, ihm aus seinem Manuskript, der *Kulturgeschichte des Altertums*

vorzulesen, und während ich das tat, ging er in seinem Studierzimmer auf und ab, schweigend, rauchend, trinkend. Auch als ich vorzulesen aufgehört hatte, ging unser lieber Herr Doktor weiter unruhig auf und ab, weiter schweigend, weiter rauchend, weiter trinkend, eine Ewigkeit. Plötzlich packte ihn wieder die nackte Angst und Verzweiflung, die seit Tagen und Wochen an ihm nagte. Herr Egon fiel vor mir auf die Knie, vergrub seinen Kopf in meinem Schoß, zitterte, weinte, schluchzte, alles sei aus, die Welt gehe unter, ich möge ihm um Gottes willen helfen! »Bitte, bitte, Herma!«, wimmerte er, »Bitte, bitte!« Dieser massige Mann war wie ein Kind. Was soll ein einzelnes Frauenzimmer gegen den Weltuntergang ausrichten? Ich streichelte über seinen Kopf, den er immer tiefer in meine Schenkel vergrub. Wie hätte ich ihm anders helfen können? Er hätte mein Vater sein können. Ich hätte seine Tochter sein können. Hinter seinem Rücken habe ich ihn *Onkel* genannt und in Tirol einmal *Halbpapa*. Wie es einen Halbbruder gibt, muss es auch einen Halbpapa geben, habe ich als Kind gedacht. Wer mein Papa ist, habe ich nie erfahren. Ich wollte so gern einen Papa haben.

Schließlich löste er sich wieder, fasste sich, stand auf, steckte das Manuskript und noch ein zweites, dünneres, das er seiner Schreibtischschublade entnommen hatte, in ein Kuvert, klebte es zu, reichte es mir und gab mir den Auftrag, das Kuvert einem Herrn Erwin Goldarbeiter auszuhändigen, dessen Telefonnummer er mir gab. Er solle die beiden Manuskripte ins Ausland schaffen, in Sicherheit bringen und sich um die Publikation kümmern. Ich hatte ein mulmiges Gefühl.

Besuche hatte der Onkel Friedell in der Gentzgasse gerade in den letzten Tagen viele bekommen: das Fräulein Zeemann, die Frau Hofrat Zuckerkandl, den Herrn Polgar, die Frau Doktor Pollak sowieso. Alle redeten ihm gut zu, alle redeten ihm ins Gewissen, alle vergeblich. Onkel Egon war nicht aus der Woh-

nung zu bringen. Diese Wohnung war seine Festung geworden. Auch heute hatte er die Wohnung den ganzen Tag lang nicht verlassen. Er aß nicht mehr. Er trank nur noch. Gerade ein paar Löffel Suppe zu Mittag, die meine Mutter ihm gekocht hatte. Frittatensuppe. *Rindsuppenparadies Österreich!*, hatte Onkel Egon bitter angemerkt, als er den Löffel zum Mund führte, *was für eine gute Frittatennazisuppe! Nazisuppenparadies Donaugau Ostmark!* Abends kamen Herr Csokor und seine Frau, Walther Schneider und auch noch einmal Fräulein Zeemann zu Besuch. Alle rieten Friedell dringend zur Emigration. Walther meinte, er habe Freunde in München, da sei Egon sicher. München, stöhnte mein Onkel, das sei ja überhaupt das Allerletzte! München! Nie im Leben! Wie soll der Wiener Goethe nach München gehen, wo selbst der Münchner Goethe aus München geflohen ist? Hitler ist von Wien nach München gegangen. Dieser Weg ist vermint. Das ist kein Weg mehr. Oder in den Osten, meinte Csokor, Polen, und über den Osten nach Amerika. Die Welt sei groß, und Hoffnung lauere überall. Friedell flüsterte: Ausausaus. Fräulein Zeemann meinte, andere emigrierten ja auch: Man müsse jetzt zusammenhalten, solidarisch, ein Vorbild sein. Friedell schüttelte den Kopf und rauchte und trank. Er begleitete die Freunde zur Tür und umarmte sie. Er versprach ihnen, schlafen zu gehen. Dann zog er sich den Hausmantel an, legte sich auf den Diwan, goss sich den nächsten Slibowitz ein, zündete sich die nächste Zigarette an. Für seine lange Studentenpfeife hatte er längst keine Muße mehr.

Als es gegen zehn Uhr an der Tür klingelte, öffnete ich in der Vermutung, es müsse einer der besorgten Freunde sein, der noch einmal zurückgekommen war, um einen allerletzten neuen Versuch zu unternehmen, Onkel Egon umzustimmen, zu überreden, zu überzeugen, an seine Vernunft zu appellieren. Die Schweiz! Oder Frankreich! Oder England! Vorübergehend.

Nur vorübergehend. Einstweilen, bis sich die Lage einigermaßen entspannt habe. Man müsse die Dinge jetzt realistisch sehen, aber man dürfe umgekehrt die Hoffnung auch nicht aufgeben. Es sei nicht aller Tage Abend. Es waren aber zwei junge Burschen von der SA in ihren Stiefeln, Breecheshosen, braunen Hemden mit der Hakenkreuzbinde und der Schafmütze. Ich erschrak bei ihrem Anblick. »Heil Hitler! SA-Oberfeldwebel Fleischhacker! SA-Unterfeldwebel Holzhauser!«, brüllten die beiden Burschen. »Wohnt hier der Jud Friedell?« Ich schluckte. Was sollte ich machen? Was sagen? Leugnen wäre zwecklos gewesen. Ob man den Onkel Egon überhaupt als Juden bezeichnen konnte? Ich weiß nicht. Er war ja schon als junger Mensch zum Protestantismus konvertiert. Als Neunzehnjähriger! Er hat mir erzählt, er habe seine Verwandtschaft damals an den Rand der Verzweiflung gebracht, indem er beschloss, aus dem lebensverneinenden mosaischen Glauben auszutreten und zum protestantischen Augsburger Bekenntnis überzuwechseln.

Aber mein Onkel war viel zu belesen, viel zu gebildet, viel zu gescheit, um irgendeiner Religionsgemeinschaft wirklich anzugehören. Wie er über allem stand, stand er auch über den Religionen. An allem zweifeln, war seine Maxime, aber zweifeln mit Genuss. Glauben muss man immer, sagte Onkel Egon mir, aber zuallererst an sich selbst. Sogar das eigene Leben wird unwirklich, wenn man nicht daran glaubt. »Wenn Sie den Herrn Doktor Friedell meinen«, sagte ich schließlich mit einem fast trotzigem Unterton, »der wohnt hier.« Kaum hatte ich das gesagt, kam meine Mutter, offenbar vom Lärm geweckt, im Nachthemd aus ihrem Zimmer, erblickte die beiden Männer in der SA-Uniform und schrie auf.

Durch diesen spitzen Schrei alarmiert stand in der Bibliothekstür im nächsten Moment er selbst – groß und mächtig und schicksalsgebietend, hätte ich beinahe gesagt, denn so war

es mir vorgekommen; aber er stand da groß und machtlos: Doktor Egon Friedell, Onkel Egon. Mein Halbpapa. »Uns ist zu Ohren gekommen, dass ...« – aber noch bevor SA-Oberfeldwebel Fleischhacker fertigbrüllen konnte, was ihm zu Ohren gekommen war, kam, um die Szene komplett zu machen, aus der entgegengesetzten Richtung der Ferry das Treppenhaus heraufgehetzt, zu dem sich nun unwillkürlich alle umdrehten, die SA-Männer, meine Mutter und ich. Der Ferry war im Kino gewesen ...

3

FRANZ KOTAB, GENANNT FERRY ... Ja, das stimmt. Im Kino. Zur Feier des Tages, sozusagen. Und zwar mit dem Obersturmbannführer Ettmayr und den Hilfsuntersturmbannführern Kopetzky, Nidetzky und Maronsky. Ja, der Maronsky aus der Neubaugasse. Der junge Maronsky natürlich, nicht der alte. Ursprünglich wollten wir uns entweder *Chez Jenny* im Burgkino oder *Die fremde Frau* im Rotenturmkino ansehen. Wir entschieden uns dann aber für *Zwischen den Eltern* mit Willy Fritsch und Gusti Huber im Maria-Theresien-Kino, denn da spielte im Beiprogramm *Tag der Freiheit – Reichsparteitag 1935*. Der Ettmayr hatte diesen Film favorisiert, und man liegt nie ganz falsch, wenn man das tut, was Ettmayr will. Ich sage es, wie es ist. Der Beifilm war überzeugend, der Hauptfilm: so lala. Der Ettmayr, der am meisten von uns allen weiß und die besten Kontakte hat, hat uns nach der Vorstellung gesagt, das Kinowesen werden wir in den nächsten Wochen auch noch übernehmen, und mit *wir* meinte er die deutsche Reichsfilmkammer und das Reichspropagandaministerium. Zur Stunde gebe es in Wien noch sage und schreibe fünfundsechzig jüdi-

sche und neunzehn unter jüdischem Einfluss stehende Kinos, erklärte uns Ettmayr, die sich nicht genierten, feindliche Filme des fremdsprachigen Auslands zu zeigen – aber das würde jetzt alles arisiert! Radikal arisiert! Da johlte Kopetzky, da johlte Nidetzky, da johlte Maronsky. Heil Hitler! Überhaupt, meinte der Ettmayr, klinge der Begriff *Kino* für das deutsche Ohr zu fremdländisch. Man werde diesen Begriff in den kommenden Monaten gegen die Begriffe *Lichtspiele* oder *Filmtheater* austauschen. Jetzt breche nämlich eine neue Zeit an! Und der Ettmayr schlug außerdem vor, das Maria-Theresien-Kino gleich in *Ostmark* umzubenennen ...

... plötzlich war Friedell weg. Wie vom Erdboden verschluckt zwischen Reichsfilmkammer und Reichspropagandaministerium. Wir hörten ein dumpfes Geräusch, eine Art Plopp! – und sahen einander fragend und betreten an. Meine Schwiegermutter stürzte in die Bibliothek, gefolgt von den beiden SA-Männern, meiner Frau und mir. Aber da war Friedell nicht. Hermine eilte aus der Bibliothek ins Schlafzimmer, trat ans geöffnete Fenster und sah auf die Straße hinunter. Wir hinter ihr. Etwas großes Dickes lag da unten in der Tiefe, nicht eindeutig zu erkennen im fahlen Schein der Straßenlaterne, eine voluminöse Masse ...